©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

Pflanzennamen, Heilsversprechen und die Signaturenlehre

Von Helmut ZWANDER

Zusammenfassung

Es wird ein Überblick zur Entwicklung der Signaturenlehre von der griechischen Antike bis zur Volksheilkunde in unserer Zeit gegeben. Parallel mit der Vorstellung, dass Pflanzen durch ihr Aussehen Hinweise auf Heilwirkungen geben können, muss die Entstehung von Pflanzennamen gesehen werden. Die Entstehung der Signaturenlehre, mit den teilweise passenden Heilwirkungen, wird als didaktisches Konzept zur Weitergabe des Wissens vorgestellt. Bei den gesundheitlichen Wirkungen von Heilpflanzen müssen, bezogen auf die Signaturenlehre, auch diverse Placeboeffekte berücksichtigt werden.

Summary

The text provides an overview of the development of the doctrine of signatures from ancient Greece till folk medicine of our time. In addition to the idea that the appearance of plants can give indications of special medicinal effects one must see the development of plant names. The development of the doctrine of signatures is presented as a didactic concept for the transfer of knowledge. What must not be neglected however, when talking about the effects of medicinal plants with regard to the doctrine of signatures are various placebo effects.

Schlüsselworte

Signaturenlehre, Heilpflanzen, Pflanzennamen, magische Weltbilder, Placeboeffekt.

Keywords

Doctrine of Signatures, medicinal plants, plant names, magical world views, placebo effect

Einleitung

In den letzten Jahren kann im Bereich der alternativen Heilmethoden eine bemerkenswerte Renaissance der Verwendung von Heilpflanzen beobachtet werden. Viele Menschen zeigen wieder Interesse an der Wirkung von Heilkräutern und an der Nutzung von Wildgemüse-Pflanzen. Dementsprechend groß ist auch die Liste der einschlägigen Bücher und



Abb. 1: Blühender Echt-Steinsame *(Lithospermum officinale)* und fruchtender Blauer Steinsame (Purpurblau-Rindszunge) *(Buglossoides purpurocaerulea)*. Die harten, glänzendweißen Steinfrüchte wurden gemäß der Signaturenlehre zum Zertrümmern von Nierensteinen empfohlen. Foto: W. R. Franz

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 2:
Ignaz Schlifni (stehend im Hintergrund) mit Exkursionsteilnehmer/innen auf einer Exkursion des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten nach Sizilien. Die ausgegrabene Meerzwiebel *(Drimia maritima)* wurde von Schlifni zu einem homöopathischen Mittel verarbeitet. Foto: Helmut Hartl, April 1996.

überdies gibt es viele Möglichkeiten, sich in entsprechenden Vereinen zu organisieren, in denen Fortbildungskurse angeboten und Zertifikate für das Abhalten von kräuterkundlichen Führungen vergeben werden. Insgesamt ist dies eine sehr begrüßenswerte Entwicklung, denn damit werden das traditionelle Wissen der Volksheilkunde und verschiedene volksmedizinische Anwendungen wieder auf eine breite Basis gestellt. Zurückgekehrt ist auch die sog. Signaturenlehre – die Vorstellung, dass Pflanzen durch ihr Aussehen Hinweise auf ihre Heilwirkungen geben können. Dazu einige Gedanken aus der Sicht der Naturwissenschaften.

Aspekte zur Entwicklung der Volksheilkunde

In der Kulturgeschichte des Menschen bilden die Mysterien von Werden und Vergehen, von Leben und Sterben, von Hunger und Sättigung sowie von Gesundheit und Krankheit seit jeher die existenziellen Grundlagen des Lebens. Auf die Fragen nach dem Warum dieser „Lebenstatsachen", aber auch auf die Fragen nach dem Sinn von Krankheit, Leid und Katastrophen hat der Mensch diese auf ihn einwirkenden leid- und freudvollen Erfahrungen als Wirken von übernatürlichen Kräften oder eines allmächtigen Schöpfers interpretiert.

Die Beobachtung, dass gewisse Pflanzen eine Heil- oder Giftwirkung besitzen, reicht in die ältesten Zeiten der Geschichte der Menschheit zurück. Das Interesse an der Pflanze rührt an die Ursprünge der Kultur. So lassen sich viele der auf Pflanzen bezogenen Wörter bis in das Indogermanische, also die Sprache der Jungsteinzeit, der Kupfer- und der frühen Bronzezeit, zurückverfolgen (Birkhan 2012, Höfler 1990). Für das Überleben des Menschen war es wichtig, die Pflanzen so zu beurteilen, dass er die Wirkungen von unterschiedlichen Pflanzenarten zu unterscheiden lernte. Erste Hinweise auf den Gebrauch von Heilpflanzen

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

liefern Grabbeigaben. Pflanzenreste in einem Neandertalergrab (Shanidar IV, Irak) mit einem Alter von 60.000 Jahren lassen vermuten, dass bereits vor dem Auftreten des *Homo sapiens* in Europa Pflanzen als Arzneimittel verwendet wurden. Man fand Pollen von sieben Pflanzen mit heilkräftiger Wirkung (Heinrich 2001:1). Auch bei der berühmten bronzezeitlichen Gletschermumie „Ötzi", die am 19. September 1991 am Tisenjoch in den Ötztaler Alpen gefunden wurde, fand sich ein Arzneimittel in Form des antibiotisch wirksamen Birkenporlings *Piptoporus betulinus* (Fleckinger 2011). Erste schriftliche Belege über die Verwendung von Heilpflanzen sind im Papyrus Ebers (um 1550 v. Chr.), dem „Ältesten Buch über die Heilkunde", überliefert (Volke 2009).

Für die Entstehung einer europäischen Volksheilkunde im Mittelalter waren die ersten pflanzenkundlichen Arbeiten der griechischen Antike von großer Bedeutung. Die Bücher von Theophrastus (371–287 v. Chr.) und von Dioskurides (ca. 25–90 n. Chr.) beeinflussten stark das Denken in der Heilkunde. Eine realistische Naturerfassung im Denken des antiken und später des mittelalterlichen Menschen war aber nur teilweise vorhanden – das Verstehen der Natursymbolik war viel wichtiger als die beschreibende Naturbeobachtung (Biermann & Leute 2005, Gerhardt & Schnell 2002, Martin 2004). Lebensbereiche wie Alltag, Kultur und Wissenschaft waren von einer tiefen Religiosität durchdrungen – die Vorstellung einer umfassenden Sinnhaftigkeit der Schöpfung gab den Menschen Halt und Lebenssinn. Viel mehr als heute war auch der Glaube an Geister, an Dämonen und an das Wirken von Verstorbenen, die sich wieder auf der Erde zeigen können, ausgeprägt. Sowohl die himmlische Überwelt als auch die teuflische Unterwelt konnten die Realität des Diesseits beeinflussen. Die Welt war voller Kräfte des Guten und des Bösen, der Mensch empfand seine Existenz eingebettet in eine umfassende, harmonische Ordnung, die alle Bereiche des Lebens ein-



Abb. 3:
Die Asche aus der Verbrennung des Rosenapfels, einer Gallenbildung der Gemeinen Rosengallwespe *(Diplolepis rosae)* auf Heckenrosen, diente, mit Honig vermischt, im antiken Griechenland zur Förderung der Wiederbehaarung von kahlen Stellen auf der Kopfhaut. Foto: H. Zwander

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

schloss. Mit „weißer“ und „schwarzer“ Magie war es aber möglich, in diese unerklärbaren Wirkmuster einzugreifen (Abraham & Thinnes 1996, Grabner 1964, 1997, Kartnig & Piendl 2004, Leute 2003, Rätsch 1999, Zwander 2001, 2005, Zwander & Mitter 2008, Zwander 2011).

In diesem Umfeld der antiken und mittelalterlichen Weltsicht muss auch die Position der Heilpflanze gesehen werden. Wesentlich bei Erklärungsversuchen ihrer Heilwirkungen war der Glaube an die Doppelwirkung von Pflanzen – einerseits nutzte man die medizinische Wirkung der Heilkräuter bei Krankheiten, andererseits glaubte man, mit ihrer magischen Wirkung eine Verbindung zu den übernatürlichen Kräften herstellen zu können (Schöpf 1986).

Kräuterbücher als Hort des Wissens und als Namensquelle für Pflanzen

Anna Pavord (2010) geht in ihrem sehr lesenswerten Buch „Wie die Pflanzen zu ihren Namen kamen – Eine Kulturgeschichte der Botanik“ ausführlich auf die Probleme der Namensgebung ein. Nach ihren Ausführungen war der Grieche Theophrastus (371–287 v. Chr.) der erste Botaniker, der sich mit dem Problem der Namensgebung von Pflanzen beschäftigte. Nach Lecointre & Le Guyader (2006:1) kann Theophrast sogar als Gründer der Botanik bezeichnet werden – er hat als Erster Informationen über Pflanzen gesammelt und die entscheidenden Fragen gestellt: Was habe ich gefunden? Wie unterscheide ich zwischen diesen Dingen? Theophrast hatte allerdings noch die Vorstellung, dass Pflanzen Artengrenzen überschreiten können. Unser heutiges System der Namensgebung beruht auf der Überzeugung, dass eine Art eine feststehende und verlässliche Gegebenheit ist. Theophrast verwendete für die Namensgebung in seiner „Naturgeschichte der Gewächse“ die volkstümlichen Pflanzennamen. Viele Wildpflanzen, schreibt er, hätten überhaupt keine Namen. Er hat aber bereits die Auffassung vertreten, diese Gewächse müssten, da sie zur Welt des Menschen gehörten, beschrieben und bestimmt werden. Er übernahm die Namen von den Menschen, die beruflich mit Pflanzen zu tun hatten. Mit Theophrast begann also die Debatte über die richtigen Namen der Pflanzen und es begannen erste Vorschläge zur Klassifizierung (Pavord 2010: 57). Diese Debatte



Abb. 4:
Das Kleine Knabenkraut *(Orchis morio)* wird auch Salep-Orchis genannt. Die Bezeichnung Salep kommt aus dem Arabischen und bedeutet „Hoden des Fuchses“. Damit könnte man den Namen Salep-*Orchis* auch als Fuchshoden-Hodenkraut umschreiben. Gemäß der Signaturenlehre wurden die Knollen zur Stärkung der Manneskraft empfohlen. Foto: H. Zwander

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 5: Die gefleckten Blätter des Lungenkrautes *(Pulmonaria officinalis)* besitzen eine Farbstruktur, die an das Aussehen einer Lunge erinnern. Foto: H. Zwander

um Pflanzennamen zieht sich in vielen Facetten bis in unsere Zeit herein. Im äußerst lesenswerten Beitrag von Univ.-Prof. Manfred A. Fischer zum Thema „Namensänderungen – Taxonomie – Nomenklatur" (Fischer 2011: 405) wird ausführlich und mit beeindruckender Sachkenntnis auf das Problemfeld „Taxon und Name" eingegangen.

Die wichtigsten klassischen Quellen für das heilkundliche Wissen im Mittelalter waren neben Theophrast's Buch „Historia plantarum" die Werke „De materia medica" von Pedanios Dioskurides (ca. 25–90 n. Chr.) und die „Naturalis historia" von Plinius dem Älteren (23–79 n. Chr.). Diese drei Werke waren für mehr als 1500 Jahre der Standard in der Arzneimittelkunde (Marzell 1938: 13–29).

1.700 Jahre nach Theophrast's Tod wurde seine „Historia plantarum" aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt – von Theodorus Gaza (um 1398–1478), einem gebürtigen Thessaloniker, der um 1430 nach Italien geflohen war (er übersetzte auch die „Tiere" des Aristoteles). Er benötigte fünf Jahre für seine Übersetzungen. Im Vorwort beschreibt er die Schwierigkeiten der Übersetzung: „….. es gebe keine Wörter für Pflanzenteile, die Theophrast beschreibe, daher habe er sie erfinden müssen – er selbst sei kein Pflanzenkenner, daher sei er sich nicht sicher, ob er die richtigen lateinischen Namen gefunden hätte" (Pavord 2010: 176).

Um 1480 veröffentlichte Peter Schöffer in Mainz die Ergebnisse des in der „Heilkunde bewanderten Stadtarztes von Frankfurt", Johann Wonnecke von Kaub (um 1430–1503). Das Buch bekam den Titel „Der Gart der Gesundheit" und wurde zu einem der wichtigsten Kräuterbücher des Mittelalters. Der Text war erstmals nicht in Griechisch oder Latein, sondern in der Volkssprache Bairisch verfasst („Und damit es aller Welt, der gelehrten und ungelehrten, nützlich sei, habe ich es in deutscher Zunge zusammengestellt") (Pavord 2010: 185). 1530 veröffentlichte

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 6:
In den Saftmalen des Augentrostes *(Euphorbia rostkoviana)* glaubte man die Strukturen eines Auges zu erkennen.
Foto: H. Zwander

Otto Brunfels (1488–1534) das Buch „Herbarium vivae eicones" (Lebendige Pflanzenbildnisse). Ein „Bestseller" wurde das Buch „De historia stirpium" von Leonhart Fuchs (1501–1566), in dem erstmals die Pflanzen mit Familiennamen und Beinamen vorgestellt werden (Mayer-Nicolai & Mayer 2001). Lobelius (1538–1616) verfasste das Buch „Stirpium adversaria nova" (Neues Notizbuch über Pflanzen), in dem Pflanzennamen vorkommen, die wir heute noch verwenden (z. B. *Leucojum, Campanula, Aster, Papaver*). Erst Cesalpino (1519–1603) beginnt einen Code zu entwickeln, der zur Methode für eine korrekte Benennung der Pflanzen führte – erstmals traten dabei binominale Bezeichnungen auf – z. B. *Anagallis aquatica* und *Anagallis sylvestris* (Pavord 2010: 274). Endgültig durchgesetzt hat sich die binäre Namensgebung nach dem Erscheinen des Werkes „Species plantarum" im Jahr 1753 von Carl Linné (1707–1778). Er schuf für fast 6000 Pflanzen eine zweigliedrige Bezeichnung. Die binäre Namensgebung war aber nicht die alleinige Erfindung von Linné – Brunfels und Fuchs haben beide zweiteilige Namen verwendet, und Joseph Pitton de Tournefort (1656–1708) formulierte schon im Jahr 1694 den Vorschlag, die Arten in Gattungen zusammenzufassen. Bei Linné haben dann die Namen endgültig die Aufgabe bekommen, etwas zu bezeichnen, und müssen nichts mehr beschreiben (Pavord 2010: 447).

Die jüngere Geschichte der Volksheilkunde

Heute wird vielfach vergessen, dass Heilpflanzen bis zum Aufkommen der pharmazeutischen Industrie im 19. Jahrhundert die wichtigsten Arzneimittel waren. Nach Angaben der World Health Organization (WHO) sind auch in unserer Zeit weltweit noch 70 % der Menschen von Pflanzen als Medizin abhängig (Weitlaner 2001). Im Gegensatz dazu entstand in Europa im Laufe des ausklingenden vorigen Jahrhunderts die Meinung, dass der Einsatz von Heilkräutern bald überflüssig sein werde, denn man vertraute immer mehr den neuen Entwicklungen der industriellen Pharmazie, die zweifelsohne unglaubliche Erfolge bei der Behandlung von Krankheiten brachten. In diesen Jahren ging viel Wissen aus dem Bereich der Volksheilkunde verloren. Es zeigten sich aber auch die

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 7:
Der gelbe Milchsaft des Schöllkrautes *(Chelidonium majus)* war in der Signaturenlehre das Symbol für den Gallensaft.
Foto: H. Zwander

Grenzen beim Einsatz der pharmazeutischen Produkte, und man erkannte, dass mit alternativen Anwendungen von Pflanzendrogen in vielen Bereichen ebenfalls gute Heilwirkungen erreicht werden konnten. Heute wird in diesem Zusammenhang sogar von einer Renaissance der volksmedizinischen Kräuterheilkunde gesprochen. Maßgeblich beteiligt an diesem Erwachen des Interesses an Heilkräutern im deutschen Kulturkreis waren sowohl Wissenschaftler wie Rudolf Fritz Weiß, der mit seiner Publikation „Lehrbuch der Phytotherapie" einen „Klassiker" schuf und dem die wissenschaftliche Begründung der Pflanzenheilkunde (der „Phytotherapie") ein großes Anliegen war. Auch Vertreter der traditionellen Volksheilkunde trugen wesentlich zu diesem neuen Interesse an Heilpflanzen bei. Zu erwähnen sind dabei der Schweizer Kräuterpfarrer Johann Künzle (1857–1945) mit seinem Buch „Chrut und Uchrut", das eine Auflage von über einer Million Stück erlebte. In Österreich war es Maria Treben (1907–1991), die mit ihrem Buch „Gesundheit aus der Apotheke Gottes" einen, wenn auch teilweise widersprüchlichen Bestseller schrieb. Das Buch wurde in über 20 Sprachen übersetzt und erreichte eine Gesamtauflage von etwa acht Millionen Exemplaren. Noch heute, über 20 Jahre nach ihrem Tod fällt vielen Menschen zum Namen Maria Treben spontan das Allheilmittel „Schwedenbitter" ein (JÄGER 2012). Große Auflagen erlebten auch die Bücher des Kräuterpfarrers Hermann Josef Weidinger (1918–2004). Sein Lebenswerk umfasst an die 40 Bücher, und mit seinen Radiosendungen erreichte er ein Millionenpublikum (JÄGER 2012). Für Kärnten eine große Bedeutung bekam Ignaz Schlifni (geb. 1924, Abb. 2), der im Jahr 1958 den „Verein Natürliches Leben" begründete. Sein Anliegen sind Kräuterkurse für Laien mit Pflanzen aus der Volksmedizin. Der Nachfolgeverein, die „Freunde Naturgemäßer Lebensweise (FNL)" mit etwa 5.200 Mitgliedern bildet

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

seit nunmehr 30 Jahren interessierte Frauen und Männer zu KräuterexpertInnen aus. Die „Volksheilkundlichen Kräuterkurse nach Ignaz Schlifni“ bekamen im Jahr 2012 eine Auszeichnung durch die Unesco für den Bereich „Bildung für nachhaltige Entwicklung“. Aktiv in der Vermittlung von volksheilkundlichem Wissen ist auch der Kneipp-Verein (benannt nach Pfarrer Sebastian Kneipp, 1821–1897) – von seinen „Fünf Säulen der Gesundheit“ ist eine Säule auch der Anwendung von Heilpflanzen gewidmet.

Deutsche Pflanzennamen und die Signaturenlehre

Zur Herkunft der Namen schreibt Höfer (1908: 1–3): „Die Wertschätzung einer Pflanze aber beginnt für den primitiven Menschen erst mit der Erkenntnis des Nutzens oder Schadens. Hinter jedem Pflanzennamen, welcher deren Verwendungsart andeutet, steckt ein Stück Geschichte, welche mit den ersten Verwendungsversuchen und Vergleichen beginnt. Manche dieser Namen werfen ein helles Licht in jene dunklen Perioden schriftloser Urmedizin; ohne diese Namen würden wir über die Verwendung solcher Pflanzen aus dieser Zeit keine Nachricht haben. Aus diesem Bedürfnis entsprang die Benennung der Pflanzen. Erst als die Verwendungsart der Pflanzen und Kräuter durch die Tradition eine gleichsam heroische Verherrlichung erfahren hatte, nahm sich der Volksmythos der Pflanzennamen an. Die Verfasser der ältesten gedruckten Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts sahen in der Pflanze fast immer nur ein von ihnen gesuchtes Heilmittel – erst bei den sogenannten Kräuterern und Waldhanseln mussten sie die Pflanzennamen wieder kennenlernen, um sie mit den Namen in den antiken Kräuterbüchern vergleichen zu können. Die Bezeichnung einer Pflanze entsprang fast ausschließlich ihrer Verwendung und Wertschätzung.“

Damit ergibt sich aber ein breites Feld für Spekulationen, was die Herleitung von Pflanzennamen betrifft, und man kann über die Bedeu-



Abb. 8: Die spitzen Stacheln des Benediktenkrautes *(Cnicus benedictus)* sollen auf die stechenden Schmerzen bei einer Darmkolik hinweisen. Foto: H. Zwander

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 9:
Der rote Farbstoff im Rhizom der Blutwurz *(Potentilla erecta)* ist nach der Signaturenlehre ein Hinweis auf die Kraft dieser Pflanze, Blutungen stillen zu können.
Foto: H. Zwander

tung des einen oder anderen Namens trefflich philosophieren. Birkhan (2012: 42) schreibt dazu passend: „….. nicht selten wird auch dem Pflanzenkenner fester Boden vorgetäuscht, der jedoch beim Betreten nachgibt und sich als veritabler Sumpf erweist."

Wie könnten aber nun die Heilpflanzen wie z. B. Lungenkraut, Milzkraut, Leberblümchen und Augentrost zu ihren deutschen Namen gekommen sein – was könnte der Grund für die Benennung nach Organen sein? In der Antike und im Mittelalter waren die wirksamen Stoffe der Pflanzen und deren pharmakologischen Eigenschaften den HeilerInnen nicht bekannt. Die Menschen suchten Antworten auf die Wirkungen der Pflanzen in Mystik und Magie. Man glaubte damals, dass die Heilkräuter als Geschenke der Götter durch die Form ihrer Blätter und Wurzeln ihre Indikation für die Heilung der betreffenden Organe des Menschen offenbaren würden – eine Pflanze mit herzförmigen Blättern diente demnach zur Heilung von Herzkrankheiten und eine Pflanze mit roten Blüten und Samen wie die Pfingstrose wurde als blutstillendes Mittel empfohlen. Der Steinsame *(Lithospermum sp.)* (Abb. 1) mit seinen steinharten Früchten hatte im Sinne der Signaturlehre die Kraft, Nierensteine zu zertrümmern. So wurde auch die Asche des Rosenapfels (eine Gallenbildung der Gemeinen Rosengallwespe, *Diplolepis rosae,* auf Heckenrosen, Abb. 3) mit Honig vermischt zur Wiederbehaarung der kahlen Stellen auf der Kopfhaut verwendet (Baumann 1993, Grabner (1997).

Engel (1978) erwähnt, dass die Signaturlehre in der Lehre von der „Sympathie des Alls" wurzelt. Nach dem Prinzip von „similia similibus" (Ähnliches durch Ähnliches) können bestimmte Krankheiten geheilt werden. Ein bedeutender Vertreter der Signaturlehre in Europa war der Arzt und Alchemist Paracelsus (um 1493–1541). Er meinte: „Gott habe jegliches Gewächs gekennzeichnet, zu dem dazu es gut sei." Oswald Croll (um 1560 bis 1609), ein Alchemist und Mediziner in der Nachfolge

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 10:
Die Form der Speicherkeimblätter einer Walnuss *(Juglans regia)* erinnert die Vertreter der Signaturenlehre an die Oberfläche des Gehirns.
Foto: H. Zwander

von Paracelsus, brachte 1609 seine „Basilica chymica" heraus, in der er die mystischen und präparativ unklaren paracelsischen Vorschriften durch genaue Arbeitsanweisungen ersetzte. In einer Abhandlung zum Thema „Von den innerlichen Signaturen oder Zeichen aller Dinge" schrieb er: „Gleich wie Stumme, denen die Gebärden anstatt der Sprach, und andere sprachlose Thiere ihre affectus und Willen durch die Gebärde und Bewegungen des Leibs zu erkennen geben, also hat auch Gott einem jeden Gewächs seinen Verräther eingepflanzt, damit man die eigenen und sonderbaren Kräffte und Eigenschaften der Kräuter, so heimlich in denselbigen verborgen, durch ihre eusserlichen Signaturen, das ist die Vergleichung der Form und Figur, auß ihrem blosen Anschauen köndte erkennen und errathen" (Engel 1978: 77).

Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Menschen wurden auch im Geschlechtlichen gesehen – so wurden die menschlichen Genitalien in bestimmten Pflanzenteilen erkannt. Die Feige und die Aprikose wurden mit den weiblichen Geschlechtsorganen verglichen und die Knollen der Knabenkräuter (Orchideen) mit den Hoden. Die Bezeichnungen „Ständelwurz" für die Gattung *Epipactis* und Salep-Orchis für das Kleine Knabenkraut (*Orchis morio*, Abb. 4) geben Hinweise auf eine einschlägige Verwendung (Hegi 1939: 439). Die Bezeichnung Salep kommt aus dem Arabischen und bedeutet „Hoden des Fuchses" (die Volksmeinung in Kärnten behauptet übrigens, dass der Verzehr von Fuchsleber einen Menschen liebestoll macht). Es stellt sich natürlich hier die Frage, ob Soó bei der Bezeichnung des Fuchs-Knabenkrautes *(Dactylorhiza fuchsii)*, der häufigsten Orchideensippe Kärntens (Perko 2004), wirklich nur Bezug auf den mittelalterlichen Kräuterbuchautoren Leonhart Fuchs genommen hat.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

Die Signaturenlehre als didaktisches Konzept

Für die naturwissenschaftliche Denkweise ist es ausgeschlossen, dass Pflanzen, gemäß der Signaturenlehre, mit Hilfe von Form, Struktur und Farbe einen Hinweis auf eine Wirkung geben können. Warum sollte denn auch das Lungenkraut seine Lungen-Heilwirkung mit den gefleckten Blättern „anzeigen" und der Augentrost mit den Wimpernstrichen auf das Auge hinweisen? Der große Evolutionsbiologe Theodosius Dobzhansky (1900–1975) schrieb im Jahr 1973 in der Zeitschrift „The American Biology Teacher": „Nichts in der Biologie ergibt Sinn, außer man betrachtet es im Licht der Evolution" (http://de.wikipedia.org/wiki/Theodosius_Dobzhansky / Zugriff am 18. 2. 2012). In diesem „Licht der Evolution" ist es wohl schwer zu erklären, dass es für die Pflanzen Sinn macht, auf Heilwirkungen hinzuweisen.

Mein Ansatz für die Erklärung von Wirkungen der von der Signaturenlehre abgeleiteten Heilkräfte ist, dass die entsprechenden Pflanzennamen eine didaktische Bedeutung bei der Weitergabe des Wissens besitzen. Wenn einmal bekannt ist, dass einer Pflanze eine bestimmte Heilwirkung innewohnt, ist es einleuchtend, dass man eine „Merkhilfe" sucht, um sich diese Wirkung einzuprägen. Heilkundige, die das Bestreben haben, ihr Wissen möglichst effizient weiterzugeben, können z. B. die gefleckten Blätter des Lungenkrauts (Abb. 5) verwenden, um auf die Wirkung bei Atemwegserkrankungen hinzuweisen. Dafür spricht auch, dass der Name „Lungenkraut" speziell dann verwendet wird, wenn damit ein Heilsversprechen vermittelt werden soll. Außerhalb der Volksmedizin wird für diese Pflanze sehr oft die Bezeichnung „Hänsel-und-Gretel" verwendet; Fischer et al. (2005) erwähnen für Österreich auch noch den Namen „Blaue Himmelsschlüssel". Bei Marzell (1977: 1179–1192) werden für das „Lungenkraut" zusätzlich weit über 100 Namen vorgestellt, von „Adam und Eva" über „Zuzerlblume" bis zu „Waldstinker".

Ähnlich hat man wohl beim Augentrost (Abb. 6) die „Wimpernzeichnung" für den Hinweis auf eine Augenheilwirkung genutzt und beim Schöllkraut (Abb. 7) den gelben Saft als Merkhilfe für die gelblichgrüne Galle. Die spitzen Stacheln des Benediktenkrautes (Abb. 8) kann man verwenden, um auf die „stechenden Schmerzen" von Darmkoliken hinzuweisen, und die rote Färbung des Rhizoms der Blutwurz (Abb. 9) kann genutzt werden, um einen Hinweis auf die blutstillende Wirkung der Gerbstoffe zu geben (Marzell 1938: 104). Eine Walnuss (Abb. 11) hat die vielen wertvollen Inhaltsstoffe zur Förderung der Hirnleistung nicht deshalb im Samen eingebaut, um ihrer „Gehirn-Signatur" gerecht zu werden, sondern um als „Versteckfrucht" ihren Versteckpartnern das Überleben in den Wintermonaten zu erleichtern – ganz im Sinne der Strategie „Wenn es meinen Partnern gut geht – geht es auch mir gut".

Viele Ableitungen der Signaturenlehre passen aber überhaupt nicht – so hilft das Milzkraut nicht bei Erkrankungen der Milz, das Leberblümchen nicht bei Leberproblemen und der Schlafapfel auch nicht bei „Verkahlungserscheinungen" auf der Kopfhaut. Ebenso hilft auch der Gewöhnlich-Schneeball, in Kärnten eher als „Herzbeere" bekannt, nicht gegen Herzkrankheiten, obwohl die Steinkerne eine so schöne Herzform haben (Abb. 12).

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

Die Signaturenlehre und der Placebo-Effekt

Für die Wirksamkeit einer Heilpflanze ist auch der Glaube an ihre Wirkung ein bedeutender Bestandteil des Heilprozesses. Eine gute Heilerin und ein guter Heiler wissen intuitiv um die Kraft dieses Glaubens und arbeiten natürlich auch mit diesem Bild der zugeordneten Signatur. Carl (1986: 95) schreibt: „Da das Wunder des Glaubens liebstes Kind ist, darf kein Zweifel bestehen, dass auch manche Mittel dieser ‚Signaturlehre' tatsächlich geholfen haben." Rieger (2005: 172) meint: „Es ist schon erstaunlich, welche Blüten die Signaturenlehre in Europa getrieben hat und welche Bedeutung sie heute in Naturheilkreisen besitzt. Alle großen Heilmethoden wenden sie an, wenn auch mitunter schamhaft, denn sie hat einen schlechten Ruf. Die Anthroposophen haben das Konzept der Prinzipien des Paracelsus übernommen und weiterentwickelt und mit der philosophischen Denkweise von Rudolf Steiner verbunden. Die Bachblütentherapie geht auf die instinktiven Erfahrungen ihres Begründers Dr. Edward Bach, mit der Signatur einzelner Pflanzen zurück (z. B. soll *Impatiens* ungeduldigen Menschen helfen)."

Der Glaube an die Signaturenlehre ist auch heute noch lebendig und dient immer wieder für Erklärungen für die Heilwirkungen von Pflanzen. So schreibt z. B. die bekannte Kräuterbuchautorin Miriam Wiegele: „Unsere Volksmedizin basiert in erster Linie auf der Signaturenlehre. Alle Wesen und Erscheinungen stehen in einer Beziehung zueinander. Wer Paracelsus verstehen will, muss imstande sein, nicht nur naturwissenschaftlich zu denken" (Wiegele 2012). Der bekannte Kulturanthropologe Wolf-Dieter Storl meint zur Wirkung der Pflanzen: „Pflanzendevas sind mächtiger, als wir glauben. Als makroskopische Wesen vermitteln sie die Lichtkräfte des Kosmos und verlebendigen die Erdmaterie. Die Blumen auf den Wiesen und Feldern, die Bäume und Sträucher sind lediglich die ‚Schatten' der Pflanzendevas, die Söhne und Töchter der großen Vegetationsgöttin. Pflanzendevas sind göttliche Wesen von kosmischem Ausmaß" (Storl 1997).

Diese Wunschbilder nach einer geheimnisvollen Wirkung von Pflanzen hängen mit einer gewissen Sehnsucht der Menschen zusammen, metaphysische Erklärungen für Lebenszusammenhänge, Krisensituationen und somit auch für die Bewältigung von Krankheit, Leid und Tod zu suchen. Für mehr als vier Fünftel der heute lebenden Menschen sind metaphysische Wirklichkeiten, spirituelle Wesen, paranormale Ereignisse, magische Manipulationen und auch spirituelle Heilung eine zweifelsfrei feststehende Realität. Zur Wirksamkeit dieser spirituellen Heilerfolge meint Goldacre (2010: 113): „Auch wenn sie nichts tun, können Ärzte, allein durch ihr Verhalten Zuversicht vermitteln und dadurch Heilung bewirken." Untersuchungen haben zudem gezeigt, dass Placebos zu 62 % bei Kopfschmerzen, zu 58 % bei Magen-Darm-Schmerzen und zu 49 % bei Rheuma wirken (Deininger 1998: 95). Der lateinische Begriff „Placebo" bedeutet „ich werde gefallen". Er wird erstmals 1340 von Geoffrey Chaucer in Anspielung auf den Bibel-Psalm 116.9 spöttisch benutzt. Dieser Vers lautet: „Placebo Domino in regione vivorum" – „So gehe ich meinen Weg vor dem Herrn / im Land der Lebenden". Dieser Vers wurde von Priestern und Mönchen für die Toten gesungen (Bernatzky 2012).

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at



Abb. 11:
Das Milzkraut *(Chrysosplenium alternifolium)* hat trotz seines Namens keine Wirkungen bei Erkrankungen der Milz.
Foto: H. Zwander

In diesem Zusammenhang passen auch folgende Feststellungen des Philosophen und Politologen Clemens M. Hutter: „Fast 50 % der Österreicher glauben an Schutzengel, 29 % glauben an Geistererscheinungen, 23 % an die Macht der Sterne, 16 % an UFOs und 14 % an Hexen. Für Literatur über ‚Lebenshilfe', Astrologie, okkulte Praktiken, Esoterik, Spiritualität, Energieströme und Parawissenschaft geben die Österreicher jährlich annähernd eine Milliarde Euro aus" (Hutter 2007: 180).

Für eine mögliche Erklärung des ungebrochenen Interesses an alternativmedizinischen Heilmethoden kann man auch annehmen, dass die Verweltlichung aller Lebensbereiche ein Vakuum hinterlassen hat, das zur Entdeckung „neuer Bedürfnisse" und zur Renaissance magischer Weltbilder geführt hat (Obrecht 1999: 229). Dabei wird natürlich auch eine Schwäche der modernen Medizin ausgenutzt, die sich oft nur auf die Bekämpfung von Krankheitssymptomen beschränkt und die dabei die seelischen Ursachen des Leidens vernachlässigt (Lussi 2011: 108).

Natürlich „weiß" auch die Wissenschaft längst nicht alles, sonst wäre ja weitere Forschung nicht notwenig. Die Wissenschaft ist nie „fertig", aber sie ist immer entwicklungsfähig. Im Gegensatz dazu verstößt

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

der Aberglaube gegen die Methoden der Wissenschaft – er baut nicht auf logische Analyse, sondern auf Wünsche und diffuse Ängste. Der Boden für das Keimen und Wachsen des Aberglaubens ist also immer bestellt. Ob vernünftig oder nicht – Aberglaube ist Teil der menschlichen Emotionalität, welche rund 90 % unserer Entscheidungen bestimmt (Hutter 2007). Damit kann wohl das nach wie vor starke Interesse an esoterischen Themen erklärt werden, obwohl es die Pharmakologie und die Schulmedizin ermöglichen, dass wir immer tiefer in die wissenschaftlich begründeten Wirkweisen von Heilpflanzen eindringen und viele Wirkprinzipien auch erklären können. So lebt der Mensch im Zwiespalt seiner Denkweisen – eine genaue Analyse der Inhaltsstoffe und ihrer Wirkungen auf der körperlich-physiologischen Ebene befriedigt seine wissenschaftliche Neugier –, trotzdem meinen viele Anwender von Heilpflanzen und alternativer Therapien, dass die Inhaltstoffe einer Pflanze nur die eine Hälfte ihrer Wirklichkeit ist. Es bleibt faszinierend, in diesem Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Heilerfolg nach der „Wahrheit" zu suchen!



Abb. 12:
Wegen der Herzform der Samen des Gemeinen Schneeballs *(Viburnum opulus)* entstand der Name „Herzbeere" für diesen Strauch. Trotz seiner Wirkungslosigkeit bei „Herzproblemen" wird immer wieder behauptet, er wäre eine Heilpflanze zur Behandlung dieser Krankheit.
Foto: H. Zwander

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

LITERATUR

Abraham, H. & I. Thinnes (1996): Hexenkraut und Zaubertrank. Unsere Heilpflanzen in Sagen, Aberglauben und Legenden. – Urs Freund Verlag, Greifenberg, 252 S.

Baumann, H. (1993): Die griechische Pflanzenwelt in Mythos, Kunst und Literatur. – Hirmer Verlag, München, 252 S.

Bernatzky, G. (2012): Der Glaube versetzt Berge! Placebos und Nocebos können sowohl helfen als auch schaden. – Kneipp bewegt, Heft 03/2012: 16–18, Österreichischer Kneippbund, Leoben.

Birkhan, H. (2012): Pflanzen im Mittelalter – Eine Kulturgeschichte. – Böhlau, Wien, 310 S.

Biermann, G. & G. H. Leute (2005): Pflanzenzauber – Zauberpflanzen. Kärntner Volksglaube über magische Kräfte von Pflanzen. – Die Kärntner Landsmannschaft, Heft 9/10/2005: 91–100, Klagenfurt.

Carl, H. (1986): Die deutschen Pflanzen- und Tiernamen. Deutung und sprachliche Ordnung. – Quelle und Meyer Verlag, Heidelberg, 299 S.

Deininger, R. (1998): Kultur und Kult in der Medizin. Traditionelle Arzneimittel – eine medizinhistorische Betrachtung. – Gustav Fischer Verlag, Stuttgart, 152 S.

Engel, F.-M. (1978): Zauberpflanzen – Pflanzenzauber. – Landbuch Verlag, Hannover, 229 S.

Fischer, M. A., W. Adler & K. Oswald (2005): Exkursionsflora für Österreich, Liechtenstein und Südtirol. – Herausgeber: Land Oberösterreich, OÖ Landesmuseen, Linz, Austria. 1380 S.

Fischer, M. A. (2011): Namensänderungen – Taxonomie – Nomenklatur. – In: Neilreichia, Band 6: 401–412. Herausgeber und Verleger: Verein zur Erforschung der Flora Österreichs, Fakultätszentrum Biodiversität der Universität Wien.

Fleckinger, A. (Hg.) (2011): Ötzi 2.0 – Eine Mumie zwischen Wissenschaft, Kult und Mythos. – Theiss Verlag, Stuttgart, 160 S.

Gerhardt, C. & B. Schnell (2002): In verbis in herbis et in labidus est deus. Zum Naturverständnis in den deutschsprachigen illustrierten Kräuterbüchern des Mittelalters. – Mitteilungen und Verzeichnisse aus der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars zu Trier; 15.

Goldacre, B. (2010): Die Wissenschaftslüge – Die pseudo-wissenschaftlichen Versprechungen von Medizin, Homöopathie, Pharma- und Kosmetikindustrie. – Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main, 420 S.

Grabner, E. (1964): Krankheit und Heilorakel in der ostalpinen Volksmedizin. – Carinthia I, Jg. 154: 357–364, Verlag des Geschichtsvereins für Kärnten, Klagenfurt.

Grabner, E. (1997): Krankheit und Heilen. Eine Kulturgeschichte der Volksmedizin in den Ostalpen. – Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, 289 S.

Hegi, G. (1939): Illustrierte Flora von Mittel-Europa, Band II. – Carl Hanser Verlag, München, 532 S.

Heinrich, M. (2001): Ethnopharmazie und Ethnobotanik. Eine Einführung. – Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft mbH, Stuttgart, 159 S.

Höfler, M. (1990): Volksmedizinische Botanik der Germanen. – Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin, 125 S. Reprint der Ausgabe im Verlag Dr. Ludwig, Wien, 1908.

Hutter, C. M. (2007): Hexenwahn und Aberglaube – Damals und Heute. – Ecowin Verlag, Salzburg, 219 S.

Jäger, S. (2012): Maria Treben (1907–1991) – „Man muss ja helfen". – Kneipp bewegt, Heft 02/2012: 34-35, Österreichischer Kneippbund, Leoben.

Jäger, S. (2012): Er hörte die Kräuter wachsen und verstand mit ihnen zu plaudern. Hermann-Josef Weidinger (1918–2004). – Kneipp bewegt, Heft 03/2012: 40–41, Österreichischer Kneippbund, Leoben.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten, Austria, download unter www.biologiezentrum.at

Dank

Ich bedanke mich bei Herrn Univ.-Prof. Dr. Friedhelm Thiedig für einige wertvolle Literaturtipps und bei meiner Frau, Mag. Claudia Zwander, für lange und fruchtbare Diskussionen zum Thema Signaturenlehre! Herrn Univ.-Doz. Dr. Wilfried Franz danke ich für die beiden Bilder des Steinsamens *(Lithospermum)*.

Kartnig T. & S. Piendl (2004): Arzneipflanzen und Arzneidrogen in der Klostermedizin in Kärnten einst und jetzt. – Carinthia II, 194./114.: 83–95, Klagenfurt.

Lecointre, G. & H. Le Guyader (2006): Biosystematik. – Springer Verlag, Berlin, 696 S.

Leute, G. H. (2003): Pflanzen im Volksleben. In: Die Nockberge. Ein Naturführer. Mit Nationalpark Nockberge – Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten, Klagenfurt, 316 S.

Lussi, K. (2011): Dämonen – Hexen – Böser Blick. Krankheit und magische Heilung im Orient, in Europa und Afrika. – AT Verlag, Aarau und München, 196 S.

Martin, M. (2004): Das Anholter-Moyländer Kräuterbuch und die Pflanzenkunde im Mittelalter. In: Pflanzenkunde im Mittelalter. Das Kräuterbuch von 1470 der Wasserburgen Anholt und Moyland. Museum Schloss Moyland, Bedburg-Hau, 186 S.

Marzell, H. (1938): Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen. – Hippokrates-Verlag Marquardt & Cie, Stuttgart, 312 S.

Marzell, H. (1977): Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Dritter Band. – S. Hirzel Verlag, Stuttgart

Mayer-Nicolai, C. & J. G. Mayer (2001): Der Wissenschaftler Leonhart Fuchs: Philologe, Mediziner und Botaniker. – Zeitschrift für Phytotherapie, Heft 6/2001: 294–300, Hippokrates Verlag, Stuttgart.

Obrecht, A. J. (1999): Die Welt der Geistheiler – Die Renaissance magischer Weltbilder. – Böhlau Verlag, Wien, 288 S.

Pavord, A. (2010): Wie die Pflanzen zu ihren Namen kamen. Eine Kulturgeschichte der Botanik. – Berlin Verlag, Berlin, 567 S.

Perko, M. L. (2004): Die Orchideen Kärntens. – Herausgeber: Arge Naturschutz, Klagenfurt, 320 S.

Rätsch, C. (1999): Enzyklopädie der psychoaktiven Substanzen – Botanik, Ethnopharmakologie und Anwendung. – AT Verlag, Aarau/Schweiz, 941 S.

Rieger, B. (2005): Traditionelle Europäische Medizin – Heilkunst und Rezepte der Mönche und Kräuterhexen. – Verlag Herbig, München, 272 S.

Schöpf, H. (1986): Zauberkräuter. – Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz, 175 S.

Storl, W.-D. (1997): Pflanzendevas – Die Göttin und ihre Pflanzenengel. Heilkunde, Kulturgeschichte, Mythologie und Religion der Völker. – AT Verlag, Aarau, Schweiz, 240 S.

Volke, K. (2009): Chemie im Altertum unter besonderer Berücksichtigung Mesopotamiens und der Mittelmeerländer. – Medienzentrum der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg, 690 S.

Weitlaner, W. (2001): 70 % der Weltbevölkerung von Heilpflanzen abhängig. – Zeitschrift für Phytotherapie, Heft 3/2001: 150, Hippokrates Verlag, Stuttgart.

Wiegele, M. (2012): Himmlische Signaturen. – Servus in Stadt & Land, Heft 01/2012: 26–29. – Verlag Red Bulletin, Fuschl am See.

Zwander, H. (2001): Von Menschen und Pflanzen auf der Mussen – Überliefertes Wissen aus der Volksmedizin der Lesachtaler Bergbauern, pp. 56–73. In: Wieser Ch. & Ch. Komposch: Paradieslilie und Höllenotter – Bergwiesenlandschaft Mussen. Artenreiche Kulturlandschaft in den Gailtaler Alpen. – Amt der Kärntner Landesregierung, Abt. 20/Uabt. Naturschutz. Im Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten, Klagenfurt, 295 S.

Zwander, H. (2005): Heilpflanzen und magische Heilvorstellungen – 25 „zauberhafte" Pflanzen im Umfeld des Griffner Schlossberges, Seiten 63–84. In: Komposch, Ch. & Ch. Wieser (2005) (Red.): Schlossberg Griffen – Festung der Artenvielfalt. AufgeGriffen – Raubritter, Dämonen und Federgeistchen. – Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten, Klagenfurt, 336 S.

Zwander, H. & E. Mitter (2008): Volksheilkunde und Küchen-Spezialitäten um den Millstätter See. – In: Der Millstätter See – Aus Natur und Geschichte, 239–250. Verlag des Naturwissenschaftlichen Vereins für Kärnten, Klagenfurt, 288 S.

Zwander, H. (2011): Von der Volksmedizin der Antike zur modernen Phytotherapie – Kneipp bewegt, Heft 04/2011: 12–15, Österreichischer Kneippbund, Leoben.

Anschrift des Autors

Helmut Zwander,
Wurdach 29,
9071 Köttmannsdorf

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Carinthia II

Jahr/Year: 2012

Band/Volume: 202_122

Autor(en)/Author(s): Zwander Helmut

Artikel/Article: Pflanzennamen, Heilsversprechen und die Signaturenlehre 295-310